

"Mache ein Organ aus dir!"

Autor(en): **Landolf, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 21

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

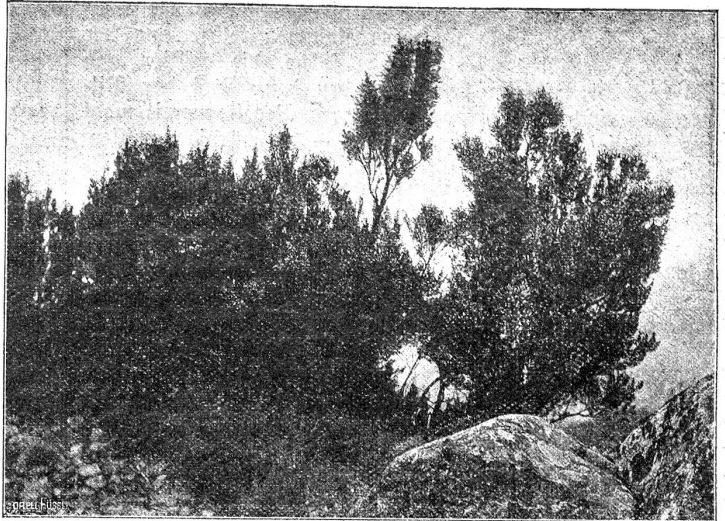
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in Bergtouren seinen Gram über den Verlust der Gattin zu erlösen sucht. Die um unser Wohlergehen und unsere Befriedigung besorgten Wirtsleute raten uns als interessanten Spaziergang an: die nahe Fels- einöde von Pénica, wo die Banditen, die vom fran- zösischen Gesetz geächteten Brüder „Bellacoscia“, mit Geschlechtsnamen Bonelli, zu hausen pflegten; doch wir ziehen eine Besteigung der durch Macchia hindurch leicht erreichbaren Anhöhe, genannt Pins (etwa 1100 Meter), vor, von wo wir die hübsche Gestalt der Monte d'Oro- und Renofo-Gruppe, links und rechts vom Bizzavonapaf, sowie die Tallandschaft gegen Naccio hinab in vollen Zügen genießen können. Wenn wir von Banditen sprechen, so verbinden wir zu Hause damit den Begriff von verworfenem Räu- bergesindel. Diese Bedeutung hat das Wort in Kor- sika keineswegs. Der „Bandit“ ist einfach ein von der obersten Behörde Geächteter, nach korsischen Be- griffen durchaus ein Ehrenmann. Er hat, um nicht als Schuft zu gelten, die Ehre seiner Familie, einen ihr angetanen Schimpf, gerächt; er hat die als be- rechtigt geltende Vendetta ausgeübt. Seine Freunde bringen ihm in die schwer zugänglichen Schlupfwinkel von Zeit zu Zeit Nahrung, Kleidung und Munition; er fristet jahrelang ein einsames, primitives Leben in der Mac- chia, an dem er bald — wie der religiöse Einsiedler — seinen Gefallen, seine Herzerleichterung findet. Niemand als seinen Verfolgern tut er etwas zu leid. Den „fremden“ Herr- schern — sagt man doch auf der französischen Insel ebenso- gut „nach Frankreich auswandern“, wie der Franzose „aus Frankreich nach Korsika“, in ein fast fremdes Land geht —, also diesen Fremdlingen, resp. ihren Polizeiorganen weiß sich der Bandit die längste Zeit geschickt zu entziehen. Uebri- gens sagte man uns, es gebe gegenwärtig nur noch einen einzigen Banditen und zwar in der Landschaft Niolo, die wir zuletzt besuchten, ohne jedoch leider dieses seltenen Exem- plares ansichtig zu werden.

Beim Mittagessen machte uns Paolina, nachdem wir ihr Bild in schwarzem Spitzenhütchen um das Köpfchen auf- genommen, uns mit ihren feurigen Augen anblickend, die Mitteilung, es werde uns jemand Gesellschaft leisten und sie stellte uns den artigen jungen Schulmeister des Ortes vor, der sich mit zwei andern Lehrern und drei Lehrerinnen in die Aufgabe des Ausbildens der Jugend von Bocog- nano teilt. Er schien uns erst etwas zurückhaltend zu sein. War er in Paolina verliebt und gedenkt er, sie zu seiner Frau zu machen? Er mußte aber doch unsere Eheringe am Finger bemerkt haben und wurde bald mitteilbarer. Er verdient jetzt 1200 Fr. und hat Wohnung im Schulhaus, zahlt 50 Fr. im Monat für Pension und kann bis 2400 Fr. steigen. Seine Studien machte er in Naccio, wo er uns als gutes billiges Gasthaus das Restaurant „Du Globe“ empfahl.

Nachdem wir die „Douloureuse“, wie der Schulmeister die Rechnung nannte, mit 6 Fr. pro Kopf inklusive ange- messenem Trinkgeld berichtigt (bei längerem Aufenthalt zahlt man für die vollständige Pension 4½ Fr. im Tag), ver- abschiedeten wir uns recht herzlich von den uns lieb ge- wordenen Leuten und dampften der Hauptstadt zu. Das Tal des Geschiebe führenden Gravone-Flusses weitet sich immer mehr; die Macchia wird öfters von Rasenplätzen unterbrochen, auf denen in geringer Anzahl Röhre und Pferde, dafür mehr Schafe, weiße und schwarze gemischt, weiden. Hohe Farnkräuter, Fichi d'India (Feigenkaktus) und der zum Schutz gegen das Sumpffieber gepflanzte Eu- calyptus-Baum kennzeichnen die Nähe der neuen Haupt- stadt, der Rivalin von Bastia; das majestätische Meer mit seinen schönen Buchten tritt in den Gesichtskreis, Torpil- leurs im Hafen verkünden Frankreichs Militärmacht.

(Fortsetzung folgt.)



Erica-Sträucher bei Bocognano.

„Mache ein Organ aus dir!“

Was sich Jugend nennt, das haut und sticht gegen Moralisten und Pflichtenprediger. Das ist begreiflich und angestammtes Recht. Was jung ist, will austoben, selbständig sein, das Lebenswerte der Gegenwart genießen, die Burschenherrlichkeit nützen, so lang's noch Zeit ist. Gut so. All das schließt aber jenes andere nicht aus, sondern ver- langt es zur vollen Erfüllung des Jugendtums: Das Be- kenntnis zum zukünftigen Bessern, Schöneren, zum Einsol- lenden, das seine Anfänge schon hat im Vergangenen, das Wurzelgrund sucht in jeder Gegenwart, in denen, die jun- gen und lebensfrohen Herzens sind. Es gibt eine „Pflicht“, der sich kein Jugendlicher entziehen kann, wenn er über- haupt „jung“ sein will, jung im Geist und Wesen, nicht nur an Jahren und Taten. Diese Pflicht, die das Recht der Jugend ist: der frohe Glaube an das Bessere, Schöne, Ideale; die Hingabe an die Ideen des Herzens; die Be- geisterung für die Utopien, das Einsehen für das Zukünf- tige — dieses Wesen zeichnet den wahren Jugendlichen aus, dem sind wir alle verpflichtet.

In einem feinen, von tiefem Verständnis für die Ju- gend zeugenden Vortrag*) bespricht Josef Reinhart die modernen Aufgaben der Jugend. Er faßt sie in einen- den Sinn zweier Dichterworte zusammen: „Durch Mitleid wissend,“ das erlösende Erlebnis Parzivals, und: „Mache ein Organ aus dir!“, der Ausdruck der reifen Lebens- weisheit Goethes. Das eine Wort, nun 700 Jahre alt, erwachsen aus Irrung und endlichem Heimfinden in der Seligkeit vertrauenden Glaubens — das andere ausge- sprochen im letzten Jahrhundert, das des Menschen Da- sein zu zersehen begann, daß er den Zusammenhang mit der Seele der Welt verlor. Es hilft nichts, den Verlust der einstigen, für uns kaum mehr faßbaren Einheit des Er- lebens zu beklagen. Wenden wir die in den Wissenschaften geübte Beobachtung und sachliche Kritik auch auf das gei- stige, seelische Dasein der Individuen und Nationen an und ziehen wir dann die Konsequenzen für die Arbeit des ein- zelnen daraus! Es ist in der sozialen Literatur eine Binsen- wahrheit geworden, daß das Wohlergehen der Gesamt- heiten vom Befinden der Einzelteile abhängt. Jetzt heißt es nur den nächsten Schritt noch tun: Sorge die Jugend vorab selber dafür, daß in ihr die Gewähr des zukünf- tigen Volkswohles vorbereitet wird!

Heißt es: Noblesse oblige, so ist noch zwingender das andere: Bildung verpflichtet, und zwar in erster

* Josef Reinhart: Soziale Pflichten der gebildeten Jugend. 1922, Verlag H. R. Sauerländer, Aarau. 24 Seiten, Preis 60 Rp.

Linie nach unten! Auch wir Studierende kennen die Sorgen der Armut: viele von uns stammen selber aus der sozialen Unterschicht. Und gerade solche, die geistige und leibliche Not erfahren haben, werden den Wert der Bildung — nicht der Barographen- und Regelforene, wohl aber der tiefen Schätze der Kultur — zu würdigen wissen. Spüren wir, was im tiefsten Grunde unsere Aufgabe ist, wenn wir einst im Berufe stehen, draussen im Volk? „Se höher wir steigen, umso dichter sind die Fäden gewoben, die uns mit der Menschheit und ihrem Leben verknüpfen, umso bewuhter muß uns der Beruf mit den andern verbinden.“ Ahnen wir die Wirkungen des politischen Strebertums; des Journalismus, der um des Effektes willen Giftmischerdienste tut; des Standes- und Soldoffiziers, der militärische Autorität beansprucht; des oerigen Egoismus unter dem Deckmantel eines humanen Berufes? Sind uns die Bücher und Gedanken eines Franziskus von Assisi, Tolstoi, Dostojewski, Albert Steffen nur Sensation oder Bedürfnis der toten Formen sich entringenden Seele? Ahnen wir aus den Mundartgeschichten den heissamen Odem der Heimat, der uns versöhnen will mit den alten, verstoßenen Geistern? Ueberall, vom Tinglekassel bis zur Mißsa Solemnis, ist Suchen, Verlangen, Triebhaftigkeit, Selbstqual und Flucht vor der Wirklichkeit. „Da der stolze Farbenstudent; dort der aentiaische Kunststücker, der sein Uebermenschtum wenigstens mit einem Schlapphut kund geben muß; dort der fruchtesspeisende Schönling; dann der gleichwagige brillenträgende Streber, der zu Hause mit farbiger Tinte die Kollektionhefte ins Reine schreibt“ — sie alle sollen einst Führer des Volkes sein, einander fördern und dem Vaterlande dienen. Braucht es wirklich nicht mehr Vorbereitung zu jenem „heissamen Willen, mit seinem Berufe eine helfende, heissende, weisende Kraft der Mitmenschen zu werden, gemäß dem Pfande, das uns anvertraut wurde?“ Tritt man später ins schaffende Leben hinaus, so brüllt's entgegen: Kampf ums Dasein! Und dann erlebt die Jugend den widrigsten Moralunterricht: — über das Ellenbogenrecht!

Befreiung der Jugend, das ist der Ruf der Propheten. Befreiung, ja, von der engen phisitrosen Gemeinsearten-Weltanschauung des Zweck- und Carrièremenschen, heraus aus dem halt- und arundlosen Uebermenschtum zu den notwendigen Taten und Ideen der Gegenwart! Diese zu verwirklichen, „das Rad der Kultur um den Stand einer Minute der Sonnenhöhe näher zu treiben,“ das soll den jungen Menschen mit Begeisterung erfüllen können. Sich als Glied, als notwendiges, im Ganzen zu spüren und zu werten, dies oikt es in uns anzustreben. „Ein junger Mensch, der in sich diese Verbundenheit mit der Welt und dem Leben fühlt, wird seinen Beruf als das stärkste Handwerkszeug betrachten, womit er seine Schuld der Mitwelt gegenüber abträgt.“ Jakob Böhmer sagte einst: „was für ein bedauerliches, hohles und im Grunde lächerliches Wesen ein Arzt, ein Advokat, ein Richter, Pfarrer und Lehrer eioentlich ist, wenn ihm ein tieferes Verhältnis zu seinem Berufe fehlt.“ Neue Intellektuellen, die ihren Beruf als das Mittel zur Erreichung des „Kleinbürgerlichen Behaaltichkeitsideals: bequeme Lebensweise, Ansehen unter den Menschen, ein gewisses Maß von Luxus in Wohnung und Kleidung, gesellschaftliche Zerstreuung und dergleichen Neuherrlichkeiten“ mißbrauchen, sind daran schuld, daß der „Gebildete“ von der werktätigen Bevölkerung so oft gering gehalten wird.

Sollte es eigentlich noch nötig sein — im Zeitalter der Sozialgesetzgebung, des Weltkrieges und der Revolutionen — von den zukünftigen Führern des Volkes zu verlangen, daß sie „den Blick über die engen Schranken ihrer Bücherwelt hinaus richten und die Welt des Mitmenschen kennen lernen, der draussen in den Werkstätten und Dachstuben wirkt und wohnt?“ Drehen sich nicht im Grunde die heutigen politischen Kämpfe um die Formung „überindividueller Motive und Ziele?“ Ist es nicht vorab die Pflicht

der Jungen, diesen politischen Kampf zum fruchtbareren Ausbleich zu führen, indem sie die Wege zueinander ebnen, sich kennen und wertschätzen lernen, Städter und Bauer, Geistes- und Handarbeiter? Soziale Fürsorge, durch die Jugend von oben bis unten geleitet, ist in Verbindung mit den gemeinsamen Schulen der erste Weg dazu. Die englischen und amerikanischen „Settlements“ sind uns darin ein Vorbild. „Nicht Kapital und Arbeit, noch Land und Macht, sondern richtige menschliche Beziehungen liegen an der Wurzel aller sozialen Reform.“ Das wird ein waschechter Klassenkampfheher oder ein Paragrafen-Nationalökonomie belächeln. Ueber die Katastrophen der letzten Jahre und die proletarischen Dichter reden auch eine Sprache, nicht in Formeln und Paragrafen, aber in Klagen aus den erdrückten Herzen. Freilich: „Zu solcher Verständigungsarbeit braucht es junge Menschen von starkem, gefestigtem Charakter. Ein bißchen schwärmerische, neugierige Erlebnisromantik tut's hier nicht; aber dem Gedanken, der Forderung als solcher, sich für den Beruf im sozialen Wechselwerk des Lebens bereit zu machen, kann sich heute kein gebildeter junger Mensch mehr entziehen.“ Und mit dieser Vorbereitung würde die Jugend dem Vorwurf, sie wolle immer nur die Verhältnisse, die ändern, die Welt ändern und bessern, mit der Tat der Selbsterziehung und mit der Einsetzung der Persönlichkeit für die Sache des Volkes beantworten.

„Soziale Kleinarbeit“ kann jeder tun. Ein Rezept dafür gibt es nicht. Der Augenblick und die Umstände, persönliche Anlagen sind bestimmend. Der eine wirkt heller in der Stelle, der andere in einer Organisation als Führer. Ueber dafür sorgen kann jeder, daß die schönen Ideen schrittweise Tat und Gegenwart werden. „O we doch d'Püt au meh Liebi hätte u minger Religion!“ So kennzeichnet Simon Gfeller den Wert des Dogmas, der Lehre im Gegensatz zum werktätigen Wohlwollen im Alltag. Der Weg zur sozialen Verständigung fängt ganz unmerklich irgendwo an, ohne Anhiederung, aber mit Takt. Das ist's, was zusammenführt: Achtung, Verständnis und ein wenig Dankbarkeit, auch da, wo bezahlt wird für Arbeit und Gebotenes. „Seinem Tanzbesen aalant den Mantel reichen“ und einem Kohlenträger im Korridor die Türe vor der Nase zuschlagen, das reimt sich nicht zusammen, das ist Schein, Trug, Mangel an innerem Anstand. „Es gibt ein Musskohör für den Takt, den Herzenstakt, der nirgends geschrieben steht, in keinem Comment, der uns jedoch im sozialen Leben mehr nützen kann als das beste Schulzeugnis.“ Vor Zeiten schrieb man Bücher über das Betragen nach oben; heute tut es halb not, den Anrige für den Umoang mit dem Volke umzuändern. „Wir lesen, wie in England und Amerika die studierende Jugend Arbeiterwinkel aufsucht, um für den spätern Beruf den Anschluß zu finden.“ Es ist schon etwas getan, wenn man sich in den Büchern nach dem Leben des arbeitenden Volkes erkundigt. Unsere Schulbildung hat hier Lücken gelassen; die moderne Schule trachtet danach, das Versäumte an den kommenden Generationen out zu machen. Es soll nicht mehr vorkommen, daß „unsere akademische Jugend vom eioentlichen Leben der untern Volksklassen oft weniger weiß als von den Fidschi-Inulanern“. Mehr als das Lesen ist die Tat, das gemeinsame Tragen der Not, das Forschen und Suchen in den Urgründen der phisischen und geistigen Weltkräfte, wo der Primitivgehildete dem „Gstudierten“ reiche Anregung durch das unmittelbare, gefühlsmäßige Erleben des Naturwunders geben kann. Wir erhoffen in dieser Beziehung viel von den noch zu schaffenden Volkshochschulheimen, die Bauern und Städter, Fabrikarbeiter und Studenten, zu gemeinschaftlicher Bildungsarbeit zusammenführen werden. Viele der schon bestehenden Jugendorganisationen geben dem Studenten Geleichenheit, sich der sozialen Fürsorge, dem stillen Dienst am Vaterlande zu widmen. Vergessen wir nie, was Pestalozzi sagte: „Ich fühlte, daß das Volk nur dem glaubt, der es und alles, was sein ist, kennt, daß es nur den hört, der es

liebt, und daß es von niemand glaubt, daß er es liebe, als von dem, der ihm auf irgend eine Art hilfreiche Hand bietet."

"Die gebildete Jugend muß die unsichtbaren Fäden weben, die sie mit der Außenwelt verbinden; sie muß die Reinheit der Jugendkraft, die heilige Flamme des Glaubens an das Leben lebendig erhalten... Kopfhänger, öde Streber und langweilige Notenschinder geben wohl fleißige, aber nicht freudige Arbeiter und Baumeister am Werte der Zukunft und des Vaterlandes." Wir aber wollen uns bekennen zu „Jugendfröhlichkeit, Frühling, Schönheit, Lied und Liebe!“ Nur nicht sich abjirkeln nach den Einkommen der Väter, nach Semestern und Fakultäten. „Singende Burschen, die über Land ziehen, die über Berge streifen, die schwärmen und lachen können," und deren Herz doch mitträgt an der Not und dem Bangen des Volkes, die verwachsen sind mit der Heimat Erde und ihrem Geist — ist das nicht auch eine Burschenherrlichkeit, wert besungen und gelebt zu werden? Aus dem Sonnenbad einer frohen, den Ewigkeitskräften hingegebenen Jugend wollen wir „Mut und Willen schöpfen zum Hilfs- und Heilwerk an den Mitmenschen.“
Gottl. Landolf.

Der Schiffsjunge.

(Nach dem Englischen des „Wheatsheaf“.)

Die Witwe hatte nur ihn und doch ging er eines Tages im April, an seinem vierzehnten Geburtstag, mit einem Segelschiff auf und davon. Der Abschied wurde ihm nicht schwer. Auf der fernen See schwankte er noch ein paarmal die Arme in die Luft. Dann hatte ihn der Horizont verschluckt.

Zwei Tage lang stürmten so viel neue Eindrücke auf ihn ein, daß er nicht dazu kam, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Aber am dritten Tage lag das Meer spiegelglatt, kein Atemzug ging über die weite Fläche, der Himmel wölbte sich tiefblau. Es war, als ob die Zeit selbst still stände. Und unter dieser seltsamen Veränderung der Umgebung begann die Einbildungskraft des Jungen absonderliche Blüten zu treiben.

Es kam ihm plötzlich in den Sinn, daß seine Mutter einen Herzschlag bekommen habe. Sie litt manchmal so an Beklemmungen. Natürlich war sie gleich tot gewesen. Es war zwar ein Unsinn, was er sich eintedete. Das sagte er sich selbst. Aber der Gedanke war nicht abzuwehren. Die Schiffskameraden sprachen wohl von den Thren daheim, von Briefen und Postmandaten, die in Melbourne angelangt sein würden, wenn der Segelkutter jenen Hafen erreichte. Wenn jene an das Leben glaubten, so war es am Ende doch möglich, daß auch seine Mutter...

Plötzlich lastete ihm die Melancholie von neuem auf der Seele. Sie begleitete ihn durch die glühenden Tropen, durch das Geflüster der Passatwinde, durch das Gebrüll der Orkane, die das Deck überfluteten, die Segel aus den Striksen warfen und die Deckleider durchweichten. Wie die milden Winde geflüstert hatten, „sie ist tot," so antworteten jetzt die anprallenden Wogen: „Es ist wahr! Es ist wahr!“ Einundachtzig Tage Qual und Ungewißheit. Dann räselt in Melbourne die Anker zu Grund.

Und der Junge fragte begierig:

„Brachte der Pilot Briefe an Bord?“

„Nein!“

Er ging in sich: Also ist sie tot!

„Brachte der Hafenoftizier keine?“

„Nah, der bringt doch keine Post!“

„Tot!“ kam es ihm tonlos von den Lippen.

„Und die Zollbaraffe?“ forschte er noch weiter.

„Mein Gott, du bist ja verrückt mit deiner Gier nach Briefen. Glaubst du denn, die Zollwächter seien für deine Korrespondenzen da?“

„Tot," seufzte er dumpf.

Eine schlaflose Nacht lang lag er neben der Ankerkette. Aber gegen Mittag kam der Kapitän mit Briefen vom Quai herüber. Der Maat rief die Namen auf und warf jeweilig einen Brief auf den Tisch.

„Hier Miller — hier Brown — hier Robert — hier Adam — hier — —

Ein einziger Brief blieb noch übrig:

„Sie ist tot!“ entrang es sich der Brust des Jungen. „Georg!“ hieß es zuletzt.

Der Junge riß den Brief an sich, ehe der erstaunte Maat ihn auf den Tisch werfen konnte, setzte mit einem Sprung über das halbe Deck, verschwand im Kohlenraum und zerriß die Hülle. Seine Zähne preßten sich wild aufeinander, sein Herz wollte vor Freude zerspringen, als er die drei ersten Worte sah:

„Mein lieber Sohn!“

Th.

Wettlauf zwischen Krieg und Verträgen.

In Moskau hat Trotski an einer Schlußfeier der roten Aspirantenschule Worte gesprochen, die dem „immer feste druff“ des ehemaligen königlichen Kronprinzen in Berlin ähnlich genug sehen: „Glaubt nicht an das Geschwätz von Genua! Glaubt nur an eure Bajonette und Batterien! Erst wenn wir die Grenzen der kapitalistischen Staaten überschreiten und die rote Fahne über Europa flattern wird, werden wir bekommen, was wir brauchen. Es ist möglich, daß die rote Armee schon im Laufe dieses Sommers ihren Kampfwert erweisen muß!“

Wenn wir erwägen, daß die Gegenseite ähnlich wie der rote Kriegsminister auf den Krieg hofft, so werden wir die gemeinsame Resolution der zweiten Internationale gegen Frankreichs gesondertes Vorgehen begrüßen. Wichtiger aber sind Verträge — sie allein können dem drohenden Krieg das Genie brechen.

Ein Alarmzeichen löste von Bulgarien herüber. Dort haust nahe den Küsten des Pontus in Feldlagern, halb marodierend und die Bauern brandschlagend jene aus der Krim vertriebene Armee des Generals Wrangel, gegen deren Existenz Tschitscherin ausdrücklich protestierte, mit dem Erfolg, daß die interalliierte Militärkommission von der Regierung in Sofia die Einziehung der Waffen forderte; in dem achtmonatigen Burgfriedenspakt Lloyd Georges, den die Randstaaten und die kleine Entente mit besondern Verschärfungen annehmen mußten — sie haben die Verpflichtung, jede konterrevolutionären Verbindungen innerhalb ihrer Staatsgebiete aufzulösen — erhielt die russische Forderung gesetzliche Sanktion.

Der Ausbruch der bulgarischen Revolution rechtfertigt unerwarteterweise die russischen Proteste, die man sich bloß als Demonstration gedacht hatte. Freilich weiß man, daß die sovietistischen Agitatoren ihr Mögliches getan haben, um den bulgarischen Aufruhr zu fördern. Nichtsdestoweniger wird man sich die Augen nicht verbinden dürfen. Die Partei Stambuljiski hat mit den Kommunisten und den extremen Bauernparteien gemeinsame Sache gemacht. Die Sozialistische Regierung dankte nach den ersten Meldungen ab und überließ das Regiment dem oppositionellen Bloß, König und Familie flüchteten nach Barna. (Neueste Meldungen aus Bulgarien dementieren den Ausbruch einer Revolution. Red.)

Ähnlich der ungarischen „Revolution aus Verzweiflung“ wird nun auch Bulgarien seine Wirren bekommen, wenn der Schritt der Regierung nicht etwa ein Theater darstellt, aufgeführt im Hinblick auf die unveröhnlichen Illustrierten, die eine Anleihe verweigern, der Aufnahme Bulgariens in die kleine Entente nicht die nötige Sympathie entgegenbringen und die Belgraber und Bukarester Regierungen nicht zur Erleichterung der Reparationen drängen wollen. Aber diese Operette, wenn sie sich hinter den ganzen